

# Kapitalismus als Religion

Von Christoph Fleischmann

„Im Kapitalismus ist eine Religion zu erblicken, das heißt der Kapitalismus dient essentiell der Befriedigung derselben Sorgen, Qualen, Unruhen, auf die ehemals die so genannten Religionen Antwort gaben.“<sup>1</sup> Ein kleiner Text von Walter Benjamin über Kapitalismus als Religion, geschrieben im Jahr 1921 und Fragment geblieben, findet in letzter Zeit zunehmend Beachtung.<sup>2</sup> Das Unbehagen am Kapitalismus, das Benjamin in der Zeit zwischen dem Ersten Weltkrieg und der Weltwirtschaftskrise empfand, leuchtet heute wieder ein. In Zeiten, in denen der Kapitalismus vorgeblich alternativlos geworden ist und immer ungebremster alle Lebensbereiche kolonisiert, scheint einigen Forschern eine sozio-ökonomische Analyse der herrschenden Wirtschaftsform nicht mehr auszureichen.

Freilich war Benjamin nicht der erste, der die Religion zur Deutung wirtschaftlicher Strukturen heranzog. Seinen berühmtesten Vorgänger hat er wohl in Karl Marx, für den die Ware ein „sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken“, deren gesellschaftliche Funktion und Wirkungsweise letztlich nur mit einem Fetisch zu vergleichen sei.<sup>3</sup> Und auch von Seiten der Religion wurde auf eine Funktionsäquivalenz von Gott und Geld hingewiesen. Martin Luther erklärte in seinem Großen Katechismus: „Worauf Du nu Dein Herz hängest und verlässest, das ist eigentlich Dein Gott. [...] Es ist mancher, der meint, er habe Gott und alles gnug, wenn er Geld und Gut hat, verläßt und brüstet sich drauf so steif und sicher, daß er auf niemand nichts gibt. Siehe, dieser hat auch einen Gott, der heißet Mammon, das ist Geld und Gut, darauf er alle sein Herz setzet, welchs auch der allergemeinest Abgott ist auf Erden.“<sup>4</sup> Mit anderen Worten: Geld kann für manche Menschen die Funktion Gottes übernehmen.

Ist es also tatsächlich sinnvoll, den Kapitalismus als eine Religion zu beschreiben? In dieser neuerdings wieder geführten Debatte gehen die Meinungen weit auseinander. Wohl am entschiedensten schlägt sich der Tübinger Soziologe Christoph Deutschmann auf die Seite Martin Luthers, wenn er fragt: „Hat das Geld in unserer Gesellschaft nicht längst

---

<sup>1</sup> Walter Benjamin, Kapitalismus als Religion (Fragment von 1921), in: ders., Gesammelte Schriften (hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser), Band IV, Frankfurt/Main 1985, S. 100-103, hier S. 100.

<sup>2</sup> Deutlichstes Beispiel ist der Sammelband „Kapitalismus als Religion“ (Berlin 2004), in dem der Herausgeber Dirk Baecker Forscher verschiedener Fachrichtungen versammelt hat, um das Benjamin-Fragment zu interpretieren; siehe aber auch den Sammelband von Christoph Deutschmann (Hg.), Die gesellschaftliche Macht des Geldes, Leviathan-Sonderheft 21/2002, Wiesbaden 2002.

<sup>3</sup> Karl Marx, Das Kapital. Erster Band (MEW 23), Berlin 1993, S. 85-98.

<sup>4</sup> Martin Luther, Der Große Katechismus, in: Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche, Göttingen 1952, S. 543-733, hier S. 560f.

stillschweigend oder sogar offen den Platz eingenommen, den Religion und Kirche für sich reklamieren, ohne diesen Anspruch aber wirklich noch ausfüllen zu können?“<sup>5</sup> Deutschmann erinnert an die Religionsdefinition von Niklas Luhmann, wonach Religion die Funktion habe, das Unbestimmbare bestimmbar zu machen. „Religion garantiert die Bestimmbarkeit allen Sinnes gegen die miterlebte Verweisung ins Unbestimmbare.“<sup>6</sup> An Stelle von Fragen, die unlösbar seien, also in der Unbestimmbarkeit endeten, setze die Religion die „Kontingenzformel Gott“, mit der die „unendlichen Informationslasten“ nicht aufgelöst, aber doch benennbar würden.

Die Pointe von Deutschmanns Überlegungen besteht nun darin, dass das Geld ebenfalls die Funktion habe, Unbestimmbares bestimm- und zählbar zu machen. Da im Kapitalismus für Geld nicht nur Reichtum und Land zu kaufen seien, sondern auch Arbeitskraft, verfügten die Kapitalbesitzer über die tendenziell unbegrenzten Möglichkeiten der menschlichen Arbeit. Im Kapitalismus werde Geld „zum Schlüssel nicht mehr nur der Aneignung vorhandenen Reichtums, sondern der Produktion von Reichtum schlechthin, d.h. alles durch Arbeit nur *Herstellbaren*“.<sup>7</sup> Und was menschliche Arbeit alles herstellen könne, sei unübersehbar. Das Kapital vermehre sich über die Ausnutzung der menschlichen Arbeit, so dass deren Möglichkeiten zu „mystischen Eigenschaften des Geldes“ würden. Im Geld werde das unbestimmbare Potential der menschlichen Arbeit bestimmbar. Das Geld sei also keineswegs nur harmloses Tauschmittel, wie es in ökonomischen Lehrbüchern noch zu lesen sei, sondern ein Versprechen: Da es sich als Kapital immer weiter vermehre, verspreche es „absoluten Reichtum“ oder „die individuelle Verfügung über die Totalität menschlicher Möglichkeiten“.

### **Absoluter Reichtum und ständige Schuld**

Das Gegenstück zum absoluten Reichtum aber sei die ständige Schuld. Ein religiöser Begriff, den auch Walter Benjamin zur Charakterisierung der kapitalistischen Religion benutzt: „Der Kapitalismus ist vermutlich der erste Fall eines nicht entschuldigenden, sondern verschuldenden Kultus [...] Ein ungeheures Schuldbewusstsein, das sich nicht zu entschuldigen weiß, greift zum Kultus, nicht um in ihm die Schuld zu sühnen, sondern universal zu

---

<sup>5</sup> Christoph Deutschmann, Transzendenz im Diesseits. Zur religiösen Natur des Kapitalismus, in: Christof Gestrinch (Hg.), Gott, Geld und Gabe. Beiheft zur Berliner Theologischen Zeitschrift 2004, Berlin 2004, S. 70-85; hier S. 70. Grundgelegt hat Deutschmann seinen Ansatz in: ders., Die Verheißung des absoluten Reichtums. Zur religiösen Natur des Kapitalismus, Frankfurt/New York 2. Aufl. 2001; dazu weitere Aufsätze, jüngst ders., Geld als Ersatzreligion, in: Dieter Korczak (Hg.), Geld und andere Leidenschaften. Macht, Eitelkeit und Glück, Kröning 2006, S. 25-40.

<sup>6</sup> Niklas Luhmann, Die Religion der Gesellschaft (hg. v. André Kieserling), Frankfurt/Main 2000, S. 127.

machen“.<sup>8</sup> Der Kapitalismus kennt nach Benjamin keine Erlösung, er kennt nur das ständige Wachstum von Geld und Schulden. Deutschmann sieht die Schulden des Kapitalismus darin, dass immer jemand die Geldvermehrung mit Arbeit bezahlen müsse. Aber es gebe nicht nur die Schulden einer Klasse gegenüber einer anderen: Die Wachstumsdynamik des Kapitalismus verleite die Menschen jeder Klasse zu einer „rastlosen Bewegung des Gewinnens“, die nie zu einem Ende finde. Gegenüber ihren internalisierten Ansprüchen blieben die Menschen immer Schuldner.

Widerspruch gegen die religiöse Interpretation des Kapitalismus kommt von einem Theologen: Der katholische Sozialethiker Friedhelm Hengsbach sieht in den funktionalen Definitionen von Religion eine gewisse Beliebigkeit. So könne man alles und nichts zur Religion erklären, was dann schließlich keinen heuristischen Wert mehr habe. So solle man doch lieber dabei bleiben, nur dort von zu Religion reden, wo entsprechende historische Erfahrungen von Anfang an religiös gedeutet worden seien. Außerdem sieht Hengsbach die Gefahr, dass eine religiöse Interpretation des Kapitalismus die realen asymmetrischen Machtverhältnisse eher verschleierte als erkläre; empirische Wissenschaft werde durch feuilletonistische Eleganz ersetzt. „Verdient das Geld als Schlüsselmedium der kapitalistischen Wirtschaft nicht zuerst eine sozio-ökonomische Funktionsanalyse, die an empirische Beobachtungen anschließt, und eine ethische Beurteilung, die durch politische Absichten vermittelt ist?“<sup>9</sup>

In der Tat macht es wenig Sinn, eine der soziologischen, psychologischen, philosophischen, religionswissenschaftlichen oder theologischen, also tendenziell unzähligen, Definitionen von Religion herauszugreifen, um dann zu rufen: Auch der Kapitalismus ist eine Religion. Eine Funktionsäquivalenz von Religion und Kapitalismus kann aber ein Hinweis darauf sein, nach der über das Ökonomische hinausgehenden Bedeutung des Kapitalismus zu fragen. Anders als Hengsbach unterstellt, geht es nicht darum, eine sozio-ökonomische Analyse durch „einfallsreiche Formulierungen“ zu ersetzen oder Theologie hineinzutragen, wo keine hingehört. Aber es hat durchaus Sinn, theologische Leitbilder des kapitalistischen Denkens zu entlarven, weil sie etwas über den materiellen Grund des Wirtschaftens aussagen. So will der altkatholische Kollege von Hengsbach, der Professor für Evangelische Sozialethik Franz Segbers, aufdecken, wo der Kapitalismus religiöse Vorstellungen ausgebildet hat, bzw. wo Wirtschaftstheorien religiös oder quasireligiös aufgeladen wurden und werden, um sie besser durchsetzen zu können. Ideologiekritik wird zur Dekonstruktion falscher Götter, im

---

<sup>7</sup> Christoph Deutschmann, *Transzendenz im Diesseits*, S. 78.

<sup>8</sup> Walter Benjamin, a.a.O., S. 100.

<sup>9</sup> Friedhelm Hengsbach, *Das Reformspektakel. Warum der menschliche Faktor mehr Respekt verdient*, Freiburg/Basel/Wien 2. Aufl. 2005; S. 62-65., hier S. 65.

christlichen Sprachgebrauch: Götzen. „Weil der Kapitalismus sich selber als Religion geriert, ist Theologie auf der Höhe der Zeit, wenn sie an die biblische Tradition der Götzenkritik erinnert.“<sup>10</sup>

### **Eine kopernikanische Wende im moralischen Bewusstsein**

Wo aber geriert sich der Kapitalismus als Religion? Eines der zentralen theologischen Leitbilder in der modernen Wirtschaft ist die „unsichtbare Hand“ von Adam Smith, dem Vater der klassischen Nationalökonomie. In seinem Buch „Der Wohlstand der Nationen“ von 1776 heißt es dazu: „Wenn daher jeder einzelne soviel wie nur möglich danach trachtet, sein Kapital zur Unterstützung der einheimischen Erwerbstätigkeit einzusetzen und dadurch diese so lenkt, dass ihr Ertrag den höchsten Wertzuwachs erwarten lässt, dann bemüht sich auch jeder einzelne ganz zwangsläufig, dass das Volkseinkommen im Jahr so groß wie möglich werden wird. Tatsächlich fördert er in der Regel nicht bewusst das Allgemeinwohl, noch weiß er, wie hoch der eigene Beitrag ist. [...] Er wird in diesem wie auch in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat.“<sup>11</sup>

Adam Smith hatte ein deistisches Weltbild, das heißt, er glaubte an einen Gott, der die Welt erschaffen hat, der aber nicht dem Bild des Gottes der jüdisch-christlichen Tradition entspricht. Dieser deistische Gott garantiere die Harmonie und Stabilität in der Welt, auch und gerade wenn der Mensch sich eigennützig verhalte. Der Eigennutz führe schließlich zum Wohle aller. Eine Weltanschauung, die auf Vorstellungen der antiken Stoa zurückgeht, wie Smith in seinem zweiten großen Werk, der „Theorie der ethischen Gefühle“ selber schreibt: „Die alten Stoiker waren der Meinung, dass wir – da die Welt durch die alles regelnde Vorsehung eines weisen, mächtigen und gütigen Gottes beherrscht werde – jedes einzelne Ereignis als notwendigen Teil des Weltplanes betrachten sollen, als etwas, das die Tendenz habe, die allgemeine Ordnung und Glückseligkeit des Ganzen zu fördern: dass darum das Laster und die Torheiten der Menschen einen ebenso notwendigen Teil des Planes bilden, wie ihre Weisheit und Tugend; und dass sie durch jene ewige Kunst, die Gutes aus Bösem

---

<sup>10</sup> Franz Segbers, Die Hausordnung der Tora. Biblische Impulse für eine theologische Wirtschaftsethik, Luzern 3. Aufl. 2002, bes. S. 226-301; hier S. 267. Jüngst auch ders., Du sollst keine fremden Götter haben neben mir. Missionsstrategie der Religion des Kapitalismus, in: pax christi – Kommission Weltwirtschaft (Hg.), Der Gott Kapital. Anstöße zu einer Religions- und Kulturkritik, Münster 2006, S. 60-74.

<sup>11</sup> Adam Smith, Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen (übers. und hg. v. Horst Claus Recktenwald), München 5. Aufl. 1990, S. 370f.

schaft, dazu bestimmt seien, in gleicher Weise für das Gedeihen und die Vollendung des großen Systems der Natur zu wirken.“<sup>12</sup>

Damit stellte Smith sich gegen die christliche Tradition, die das eigennützige Gewinnstreben negativ qualifizierte; bzw. dem Habsüchtigen den Fluch der bösen Tat, also ein böses Verhängnis in der Welt, und gegebenenfalls auch Strafe im Jenseits androhte.

Das heißt, bei Adam Smith zeigt sich eine kopernikanische Wende im moralischen Bewusstsein. Zwar kommt der Begriff der unsichtbaren Hand bei Adam Smith nur zweimal vor, aber wenn man sich vor Augen hält, dass diese Metapher bis heute immer wieder als Erklärung und Rechtfertigung wirtschaftlichen Handelns genutzt wird, kann man vielleicht das Ausmaß dieser Wende erahnen. Einer, der Zeitgenosse dieser Wende war, sie verstanden und zum Ausdruck gebracht hat, war Johann Wolfgang von Goethe. Sein Mephisto stellt sich im „Faust“ folgendermaßen vor: Ich bin „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Damit präsentiert sich der Teufel als Gläubiger im Sinne von Adam Smith. Der Schweizer Ökonom Hans Christoph Binswanger hat in seiner fantastischen Faust-Interpretation nachgewiesen, dass Goethe die Position von Smith gekannt und hier nicht nur dargestellt, sondern zugleich karikiert hat.<sup>13</sup> Denn kurz darauf legt Mephisto die optimistisch klingende Camouflage ab und sagt frei heraus, wer er ist und wofür er steht: „Ich bin der Geist, der stets verneint! Und das mit Recht; denn alles, was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht; drum besser wär's, dass nichts entstünde. So ist denn alles, was Ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, mein eigentliches Element.“

Nun werden die meisten Unternehmer, Wirtschaftswissenschaftler und Journalisten, die von der unsichtbaren Hand reden, damit kein religiöses Bekenntnis verbinden. Sie werden darin eine Metapher sehen, die bloß einen „sachlichen“ oder „natürlichen“ Zusammenhang beschreibe: „So funktioniert eben der Markt.“ Der Glaube an den deistischen Gott verschwindet, der Markt selber wird in die Rolle Gottes geschoben, denn er soll nun den Wohlstand aller garantieren, auch wenn jeder nur seinen Gewinn sucht. Wenn man den Ursprung der unsichtbaren Hand kennt, kann man aber erkennen, dass diese Vorstellung eben ein Glaube ist und kein Ergebnis empirischer Wissenschaft. Denn der Beweis dafür, dass es allen am besten geht, wenn jeder seinen Vorteil sucht, steht noch immer aus. Trotzdem wird dem Publikum Einsicht und „Demut“ gegenüber den „Gesetzen des Marktes“ abverlangt.

---

<sup>12</sup> Adam Smith, Theorie der ethischen Gefühle. Nach der Auflage letzter Hand (übers. und hg. v. Walther Eckstein), Hamburg 1994, S. 47f.

<sup>13</sup> Hans Christoph Binswanger, Geld und Magie. Eine ökonomische Deutung von Goethes Faust, Hamburg 2. Aufl. 2005.

## **Gewinnstreben: Von der Todsünde zur wirtschaftlichen Notwendigkeit**

Allerdings fallen Ideen und Glaubensvorstellungen nicht vom Himmel. Smith hat nicht nur die antiken Stoiker gelesen und dann gedacht: So muss es wohl sein. Sondern er hat seine Vorstellungen auch daran gebildet, wie die Wirtschaft seiner Tage funktionierte bzw. wie er sie verstand. Der kopernikanischen Wende des moralischen Bewusstseins ging eine Wende in der Art und Weise des Wirtschaftens voraus. Ohne die Geschichte des Frühkapitalismus hier nachzuerzählen, sei doch an eine entscheidende Neuerung erinnert, die bis heute die wirtschaftliche Dynamik prägt: Die Vermehrung der Geldmenge und damit die enorme Ausweitung der Investitionsmöglichkeiten durch die Papiergeldschöpfung.

Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts gab es in Deutschland trotz der Silberimporte aus den lateinamerikanischen Bergwerken einen Mangel an Geld. Bevölkerung, Handel und Produktion nahmen schneller zu als (Silber-)Geld zu Verfügung stand. Das Problem wurde schließlich durch die Papiergeldschöpfung gelöst. Dem Papiergeld musste keine völlige Deckung durch Edelmetalle entsprechen. Die Bank von England konnte ab 1694 mehr Geld ausgeben, als durch Goldvorräte gedeckt war. Bevorzugt gaben die ersten Banken Geld an den Staat aus, aber bald kamen auch die Kolonialgesellschaften und normale Unternehmungen in den Genuss von Krediten, die sie mit den erst noch zu erobernden Kolonien oder den zu erwirtschafteten Gütern decken mussten. Parallel dazu entstanden die ersten Börsen, bei denen die Kapitalgesellschaften sich mit Eigenkapital versorgten. Das heißt, Unternehmer waren gezwungen, Gewinne zu erwirtschaften, um den Gläubigern, Banken wie Aktienbesitzern, ihr Geld mit Zins bzw. Dividende zurückzuzahlen. Das Gewinnstreben, das im Mittelalter unter der Bezeichnung Habsucht eine Todsünde war, wurde zu einem unerlässlichen Moment der wirtschaftlichen Dynamik. Die neue Wirtschaftsform legte damit also eine neue Moral nahe.

Adam Smith hat mit seinem Glauben an die unsichtbare Hand Gottes, die alles zum Wohl aller regelt, einen Ausdruck und eine theologische Begründung für die neue Moral geliefert. Das ist ihm derart überzeugend gelungen, dass seine „Hand“ noch immer die Zeitungsspalten überall auf der Welt füllt – oftmals freilich in völlig depravierter Form: „So bewirkt die unsichtbare Hand des Marktes, dass Topmanager, die scheinbar unsozial und egoistisch die Maximierung des Gewinns und damit ihrer Bezüge verfolgen, gleichzeitig auch das Gemeinwohl mehren.“ Das ist Adam Smith für die Leser der Wirtschaftswoche.<sup>14</sup>

---

<sup>14</sup> Stefan Baron, Unsichtbare Hand, in: „Wirtschaftswoche“, 16.5.1996, S. 3.

Die anhaltende Aktualität der unsichtbaren Hand rührt natürlich auch daher, dass die wirtschaftliche Dynamik, die sich in der frühen Neuzeit entfaltete, immer noch am Wirken ist: Die Bereitstellung von Kapital steht sozusagen nicht nur historisch am Anfang des Kapitalismus, sondern auch sachlich: „Die Voraussetzung für die Entstehung von Unternehmungen ist das Vorhandensein von Kapital, d.h. von Geld, mit dem die Unternehmungen Produktionsfaktorleistungen kaufen können, bevor der Produktionsprozess beginnt.“<sup>15</sup> So in schlichter Klarheit Hans Christoph Binswanger aus Sankt Gallen. Seit Jahrzehnten hat er sich mit dem geldgetriebenen Wachstum beschäftigt; nun hat er seine Theorie unter dem Titel „Die Wachstumsspirale“ zusammenfassend dargelegt. Das Geld, als Kapitalvorschuss, setze die Wachstumsdynamik der Wirtschaft in Gang. Die Papiergeldschöpfung der Zentralbanken des 17. Jahrhunderts habe ihre Fortsetzung in der Kreditschöpfung der Geschäftsbanken gefunden; der Goldstandard sei immer weiter gelockert worden, so dass immer mehr frisches Geld auf den Markt kommen konnte, das dann Gewinne einspielen musste. Der tendenziell unabschließbare, also ewige, Prozess des Gewinnens, kristallisiere sich schon jetzt im Wert der Aktie. Denn Aktien seien so viel Wert, wie man hoffe, daraus gewinnen zu können. Das Unbestimmbare wird damit bestimmbar.

Die Pointe in Binswangers Überlegungen ist nun aber, dass es aufgrund der Geldwirtschaft einen Wachstumszwang gebe. Unternehmen müssten nicht nur den Kapitalvorschuss, den sie in der Vergangenheit bekommen hätten, einmal mit Zinsen zurückzahlen, sondern immer weiter wachsen. Für eine Aktiengesellschaft ist das schnell einsehbar: Sie will den Wert ihrer Aktie permanent hoch halten, also schüttet sie nicht allen Gewinn aus, sondern reinvestiert einen guten Teil wieder, um weiter zu wachsen. Aber es gebe auch einen volkswirtschaftlich vermittelten Wachstumszwang erklärt Binswanger: Die Gewinne von heute müssten die Investitionen von gestern rechtfertigen. Heute ließen sich aber nur Gewinne erzielen, wenn auch genügend Kaufkraft vorhanden sei, das heißt, es müsse auch heute wieder neu investiert werden in zusätzliche Arbeitskraft oder höhere Löhne. Diese Investition rechne sich erst morgen, wo dann wieder investiert werden müsse. „Wachstum verlangt weiteres Wachstum.“<sup>16</sup> Stabilität und Null-Wachstum seien demnach nicht mehr möglich. In der gesamten Volkswirtschaft müsse ein Unternehmensgewinn erzielt werden; das heißt die Wirtschaftsleistung müsse wachsen. Binswanger versucht, eine minimal notwendige Wachstumsrate zu berechnen, und kommt dabei auf 1,8 %, um die die Weltwirtschaft insgesamt jährlich wachsen müsse – einzelne Regionen könnten ruhig darunter liegen. Derzeit liegt das weltweite Wirtschaftswachstum noch bei 4-5 %. Kein Grund zur Panik also?

---

<sup>15</sup> Hans Christoph Binswanger, Die Wachstumsspirale. Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses, Marburg 2006, S. 72.

<sup>16</sup> Ebd., S. 313.

Die ökonomischen Grenzen des Wachstums seien jedenfalls noch nicht erreicht, stellt Binswanger fest.

Aber es geht hier um die grundlegenden Kategorien, die Binswanger erarbeitet: Weil die Wirtschaft, so wie sie organisiert ist, wachsen müsse, könne die Politik nur mit wachstumskonformen Mitteln versuchen, die ökologischen oder sozialen Kollateralschäden des Wachstums abzumildern – indem man zum Beispiel ein „nachhaltiges Wachstum“ anstrebe. Binswanger sieht aber nüchtern, dass die Politik sich im Falle eines Konfliktes zwischen Wachstum und seinen negativen Folgen immer für das Wachstum entscheiden werde. Wer das ändern wolle, müsse der Wachstumsdynamik der Wirtschaft an die Wurzel gehen, also zum Beispiel die Form der Aktiengesellschaften in Frage stellen. Das aber würde – da geht man wohl nicht zu weit – den Kapitalismus, wie wir ihn kennen, grundlegend ändern.

### **Der Mensch als Mittel zum Zweck – das Unbestimmbare bestimmt**

Wenn man das Problem aus der Perspektive der Aufklärung betrachtet, muss man ernüchtert feststellen, dass der Mensch wieder zu einem Mittel geworden ist, das Zwecke außerhalb seiner selbst erfüllen soll. Genau das dürfe nach Immanuel Kant niemals sein: „Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person jedes anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“<sup>17</sup> So die materiale Fassung von Kants kategorischem Imperativ. Der Zweck eines Unternehmens genauso wie der gesellschaftlichen Organisation ist das Kapital- und Güterwachstum, nicht der Nutzen der Menschen. Freilich, auch die Menschen, die ihre Arbeitskraft verkaufen, können von dem Wachstum profitieren, sie haben es in unseren Breiten oft getan und profitieren bis heute davon. Dennoch kommen sie in der Logik der kapitalistischen Dynamik nur als Humankapital und Konsumenten vor, also als die Mittel, die zum Wachstum des Kapitals notwendig sind. Deutlich wird das im Konfliktfall, wenn die Wachstumsdynamik in Konkurrenz tritt zum Nutzen der Menschen: Dann müssen sich Unternehmer wie Politiker – unter Krokodilstränen oder mit klammheimlicher Freude – für das Wachstum entscheiden.

Das kapitalgetriebene Wachstum hat enorme Investitionen ermöglicht; aber aufgrund des Wachstumszwangs, den das wirtschaftliche System seinen Schöpfern auferlegt, erinnert es an den „Zauberlehrling“ von Goethe. „Besen! Besen! Seid's gewesen“, klappt eben nicht

---

<sup>17</sup> Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: ders., Werke. Akademie Textausgabe, Band IV, Berlin 1968, S. 429.



mehr ohne weiteres; denn ein Zaubermeister, der den rettenden Zauberspruch kennt, ist nicht in Sicht. Der katholische Theologe Thomas Ruster hat in einer originellen Mischung aus Luhmannscher Systemtheorie und neuscholastischer Engellehre versucht, Gesellschaftssysteme als „Himmelsmächte“ zu interpretieren.<sup>18</sup> Gesellschaftliche Systeme seien – wiewohl von Menschen mit Verstand und Willen geschaffen – quasi übermenschliche Mächte, die nach eigenen Gesetzen funktionierten und mitunter wie ein Verhängnis auf Menschen wirkten. Eine traditionelle Sprache für solche Phänomene finde sich in der Vorstellung von Himmelswesen: dämonische Mächte und gute Engel. Unabhängig davon, ob man sich auf diese Sicht einlassen will, bleibt einleuchtend, dass die kapitalistische Dynamik aufgrund des Wachstumszwangs und der Durchdringung immer weiterer Lebensbereiche zu einer übermenschlichen Macht geworden ist, die die Entscheidungen der einzelnen Menschen wesentlich prägt. Das Wirtschaftssystem bestimmt das Leben der Menschen so wie früher vielleicht einmal der kirchlich vermittelte Gott.

Im Mittelalter, im sogenannten *corpus christianum*, also einer durch die Religion bestimmten Gesellschaft, war Gott die Größe, die alle wesentlichen Lebensvollzüge der Menschen bestimmte – ob sie wollten oder nicht. Die Kirche verfügte über entsprechende Sanktionsmöglichkeiten, das, was als gottgewollt galt, auch durchzusetzen. Man konnte sich also nur bei Strafe der Exkommunikation gegen diesen Gott stellen; und Exkommunikation bedeutete nicht nur Konsequenzen im Jenseits, sondern auch den Ausschluss aus der Gesellschaft im Diesseits.

Im Kapitalismus ist der Zwang zum Kapital- und Güterwachstum – und damit zum fortwährenden Naturverbrauch – die bestimmende Größe geworden, der sich kaum ein Mensch entziehen kann – bei Strafe des Bankrotts.

Die These vom Kapitalismus als Religion ist also auch historisch zu verstehen: Eine dominante Religion wurde durch eine andere ersetzt. Die neue Religion hat die alte nicht ausgelöscht, aber an den gesellschaftlichen Rand gedrängt. Hier haben dann auch die Überlegungen zu sprachlichen Parallelen zwischen Religion und Kapitalismus ihren sinnvollen Ort. Die Messe ist vom Ort der Gottesoffenbarung zum Handelsplatz geworden, der Erlös ersetzt die christlich verstandene Erlösung und die finanziellen Schulden sind genauso gesellschaftlich ausschließend wie im Mittelalter die kirchlich festgestellte Schuld. Die Begriffe, Vorstellungen und Medien der alten Religion sind von der neuen Religion okkupiert und umgedeutet worden. Ein Vorgang, der aus der Religionsgeschichte bekannt

---

<sup>18</sup> Thomas Ruster, *Von Menschen, Mächten und Gewalten. Eine Himmelslehre*, Mainz 2005.

ist: Auf den heidnischen Göttertempeln bauten die Christen ihre Kirchen und zum Fest des Sonnengottes feierten sie Christi Menschwerdung.

„Der Kapitalismus hat sich auf dem Christentum parasitär im Abendland entwickelt, dergestalt, dass zuletzt im wesentlichen seine Geschichte die seines Parasiten, des Kapitalismus ist“, schrieb Walter Benjamin in seinem kurzen Text über Kapitalismus als Religion. „Das Christentum zur Reformationszeit hat nicht das Aufkommen des Kapitalismus begünstigt, sondern es hat sich in den Kapitalismus umgewandelt.“<sup>19</sup>

Das Verdikt von Benjamin ist hart, doch wird man nicht fehlgehen, wenn man sagt, dass sich die unterlegene Religion dem Kapitalismus weitestgehend angepasst hat. Dabei geht es nicht darum, dass sich auch die Institution Kirche in einer kapitalistischen Welt bewegen muss und das Schwert des Bankrotts über ihr schwebt; es geht vielmehr darum, wie die Kirchen sich in ihrer Verkündigung an den Kapitalismus und seine Moral anpassen. Zumindest die Kirchen in Europa und Amerika haben wohl die kopernikanische Wende des moralischen Bewusstseins im Großen und Ganzen mitvollzogen. Um nur eines der jüngsten Beispiele zu nennen, sei auf die Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Armut in Deutschland hingewiesen: In der Sphäre des gesellschaftlichen Austausches würden zwar Ungleichheiten hervorgerufen. „Diese Ungleichheiten sind dann zu tolerieren, wenn auch diejenigen, die am schlechtesten gestellt sind, davon Vorteile haben, indem ihre Teilhabe an den wirtschaftlichen und sozialen Prozessen wächst.“<sup>20</sup> Damit wird die Unbedenklichkeitsbescheinigung, die Adam Smith dem Gewinnstreben der Unternehmer ausstellte, nur geringfügig modifiziert. Andersartige Gerechtigkeitskonzepte, die sich aus der jüdisch-christlichen Tradition mit ihrer harschen Reichtumskritik auch gewinnen ließen, scheinen den Autoren der Denkschrift wohl nicht mehr „politikfähig“ zu sein. Immerhin gibt es vereinzelt andere Stimmen in den Kirchen der Industrieländer wie die oben erwähnten Theologen Thomas Ruster und Franz Segbers, die die jüdisch-christliche Tradition als „Götter-“, bzw. „Götzenkritik“ in Anschlag bringen.<sup>21</sup>

Hinter der These vom Kapitalismus als Religion stehen also die historischen Veränderungen von Religion und Wirtschaft seit dem Aufkommen des Kapitalismus. Zwar sagt die These auch etwas über die Funktion aus, die Menschen dem Geld beimessen – in Luthers Worten: über das „Trauen und Gläuben des Herzens“ –, aber grundlegender zielt die These auf die

<sup>19</sup> Walter Benjamin, a.a.O., S. 102.

<sup>20</sup> Kirchenamt der EKD (Hg.), Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Armut in Deutschland, Gütersloh 2006, S. 44.

<sup>21</sup> S. Thomas Ruster, a.a.O., bes. S. 48-58 u. 93-96; Franz Segbers, Hausordnung der Tora, S. 286-301, unter Aufnahme älterer Positionen der lateinamerikanischen Befreiungstheologie.

Funktion, die die kapitalistische Wirtschaft für die Gesellschaft hat, ganz egal „worauf Du nu Dein Herz hängest.“ Das ist ja die Tragik der kapitalistischen Dynamik, dass ihr in den von ihr beherrschten Gesellschaften keiner wirklich entkommen kann. Das Kapital macht nicht nur den „absoluten Reichtum“ zählbar, dieser unbestimmbare Reichtum bestimmt als Wachstumszwang das Leben der Menschen vielleicht unauffälliger, aber wohl noch eindringlicher als die römisch-katholische Kirche die Menschen des Mittelalters.

*erschieden in: Blätter für deutsche und internationale Politik 1 / 07, Seite 77-85.*

[www.blaetter.de](http://www.blaetter.de)

[www.christoph-fleischmann.de](http://www.christoph-fleischmann.de)